



Glaubenssachen

Sonntag, 28. August 2022, 08.40 Uhr

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
Über Glück und Glauben
Von Regula Venske

Redaktion: Jan Ehlert
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

„Raub und Frevel sind vor mir; es geht Gewalt vor Recht.“

So empörte sich vor ziemlich langer Zeit – wohl um 630 vor Christus, der Prophet Habakuk. Seine „Klage über das Unglück in der Welt“ klingt immer noch ganz modern. Auch wir können solche Kritik unterschreiben:

„Der Gottlose übervorteilt den Gerechten; darum ergehen verkehrte Urteile.“

Auch uns ergreift das Entsetzen über die feindlichen Reiter und Heerscharen, wenn die Tagesschau allabendlich den Krieg in unsere Wohnstuben bringt. Noch immer gibt es angriffslustige Völker, „grimmig und schnell“ wie die Chaldäer zu Zeiten Habakuks. Wohnstätten nehmen sie ein, die ihnen nicht gehören, Gefangene raffen sie wie Sand zusammen, wie ein Sturm brausen sie über alles hinweg und hinterlassen nichts als eine Spur der Verwüstung. Auch wir beklagen und wundern uns wie Habakuk darüber, dass ausgerechnet die brutalsten Despoten und grausamsten Gesellen mit dem Sieg davonkommen sollen, ja, dass sie „ihre Kraft zu ihrem Gott“ machen. Und über die Klage hinaus ist uns auch die Anklage aus dem Herzen gesprochen:

„Herr, wie lange soll ich schreien, und du willst nicht hören? ... Warum lässt du mich Bosheit sehen und siehst dem Jammer zu?“

Allenfalls ertappen wir uns bei dem Gedanken: ‚Na ja, wie groß kann der Jammer zu Habakuks Zeiten schon gewesen sein? Sicher hat sich doch das Unglück in unserer Zeit um einiges potenziert.‘ Hinter uns das 20. Jahrhundert mit seinen Abgründen, vor uns, so scheint es, Auflösung allüberall: Manch einer von uns Heutigen hat darüber schon seinen Gottesglauben eingebüßt. Wer denn vermöchte noch wie einst Habakuk seine Klage über den schrecklichen Zustand der Welt mit einem solchen Wort zu beschließen:

„Aber ich will mich freuen des HERRN und fröhlich sein in Gott, meinem Heil.“

Dieser Ruf, dieser Auftrag und Aufruf des Habakuk will ganz und gar nicht mehr zeitgemäß erscheinen. „Freue dich, o Christenheit“, das mutet angesichts des in der Welt herrschenden Elends als eine Ungeheuerlichkeit, beinahe unmoralisch, ja geradezu blasphemisch an. Freude, Fröhlichkeit, Glück, als dem modernen Synonym für Heil: Diese Worte, gar fett gedruckt und in Kapitälchen gesetzt wie in meiner Luther-Bibel, kommen den zeitgenössischen Nachfahren der Propheten, den Dichtern, nicht mehr so leicht über die Lippen oder aufs Papier. Und wenn, dann eher nicht in freudiger, oder auch nur wohlwollender Haltung.

„Wenn ein Mensch, ein einzelner von sich sagt: ‚Ich bin glücklich‘, fällt mir der Umgang mit ihm schwer.“

So schrieb Herta Müller im Jahr 1992 in einem Essaybandⁱ – sie war damals erst seit 5 Jahren in Deutschland und hat an den Nobelpreis für Literatur vermutlich noch nicht gedacht. Und weiter:

„Wenn jedoch ein Politiker, ein deutscher Politiker sagt: ‚Wir sind ein glückliches Volk‘, wird es mir unheimlich: Von einem einzelnen, der sein Glück hat, werden andere, die dessen und ihr eigenes Glück nicht haben, meist übersehen. Doch von einem Volk, das sein Glück hat, werden die, die dessen und ihr eigenes Glück nicht haben, meist überrollt.“

Die Kritik, die Herta Müller damals entfaltete, konnte ich gut verstehen. Auch ich teilte ihr Unbehagen, wenn auch nicht ganz ihre Angst, angesichts des Freudentaumels im Vereinigungserbst 1990. Aber, so wandte ich bei der Lektüre damals innerlich ein: Mag sein, dass ein einzelner Glücklicher gelegentlich das Unglück der anderen übersieht oder verdrängt. Aber ist nicht die Gewalt, die von den Unglücklichen ausgeht, unvergleichlich viel größer? Sie sind es doch, die ihr Gegenüber überhaupt nicht wahrnehmen. Wer sind denn all die Gewalttätigen, Jugendliche oder Erwachsene, die sich an ihrem eigenen Terror und der Panik, Angst und Hilflosigkeit der anderen berauschen? Ein einzelner Glücklicher mag demgegenüber etwas langweiliger erscheinen, weniger interessant für die Medien und die Tagesschau. Aber immerhin ist er friedlich. Auch bezweifelte ich, dass der Glückliche notwendigerweise seine Umwelt ignorieren müsse. Habakuk gibt uns doch ein gutes Beispiel dafür, wie einer in seinem Heil lebt und sogar der Freude darüber öffentlich Ausdruck verleiht, und wie er gleichwohl eine scharfe und durchdringende Kritik am Zustand der Welt üben kann. Auch Herta Müllers zweite Unterstellung: Von einem Volk, das sein Glück habe, würden die, die dessen und ihr eigenes Glück nicht hätten, meist überrollt, regt zum Widerspruch an. Verhält es sich nicht im Gegenteil so, dass nur ein unglückliches Volk dazu neigt, andere zu überrollen? Das erschien mir wesentlich logischer. Im beschriebenen Fall beruhte übrigens das ‚Glück‘ des deutschen Volkes, über das Herta Müller schrieb, nur auf einem Sieg der deutschen Fußballnationalmannschaft. Reichte es nicht, und wäre es nicht sinnvoller, über die Bedeutung, und vielleicht auch Wahrhaftigkeit eines solchen Glücks nachzudenken? Anstatt das Glück als solches zu verdammen, könnten wir auch fragen: Wie muss ein Glück beschaffen sein, dass wir es als wahrhaftig und als unserer würdig ansehen wollen?

„Wir wissen auch, dass ein Glück, dass wir der Lüge verdanken, kein wahres Glück ist, und dass wir in den einzelnen Momenten eines gottgleichen Zustands, einer höheren Geisteswürde mehr Glück empfinden können als in den langhinvegetierten Jahren eines dumpfen Köhlerglaubens.“ⁱⁱ

Für Heinrich Heine war Glück also unabdingbar verbunden mit Freiheit, auch Glaubens- oder Geistesfreiheit. Dem modernen Zeitgeist erscheint oft das Gegenteil der Fall zu sein, als sei Glück der Inbegriff von Selbstzufriedenheit und Selbstbeschränkung, ja, Beschränktheit, ein Synonym für Harmlosigkeit, Trivialität, Kitsch. Unsere Zeit geht vom Unglück aus und bleibt nur allzu oft gedanklich bei ihm stehen. Fast bin ich geneigt zu sagen: Wir suchen unser Heil im Unglück, und gar manchen verlangt es sogar nach der Apokalypse. Was Glück sein könnte, wird kaum noch zu denken gewagt.

Glück ist die Abwesenheit von Unglück!

So definierte es ein moderner Mann: Günther Nenning, 1921 - 2006.

„Glück ist, wenn ein anderer erschossen wird ...“

So heißt es in einer Zeitungsüberschrift.

„Glück und Genie schließen einander aus ...“

So behauptete eine moderne Dichterin: Gabriele Wohmann - sie gab natürlich dem Genie den Vorzug.

Wäre es nicht anspruchsvoller, am Genie des Glückes zu arbeiten? Andere Zeiten haben das durchaus getan, haben postuliert, dass jeder seines Glückes Schmied sei. In der amerikanischen Verfassung wurde das Recht auf Glück bekanntlich zum unveräußerlichen Menschenrecht erklärt, zusammen mit dem Recht auf Leben und Freiheit: „Life, liberty, and the pursuit of happiness“. Welch eine Zweideutigkeit aber, wenn wir in der wörtlichen deutschen Übersetzung formulieren, jeder habe das Recht, sein Glück zu ‚verfolgen‘. Von der „Ermordung des Glücks“ – so der Titel eines erschienenen Kriminalromans von Friedrich Ani – handelt ein Großteil unserer Gegenwartsliteratur.

Was könnte Glück sein? Eine amerikanische Autorin, Linguistin, Ehefrau und Mutter namens Barbara Ann Kipfer hat „14.000 Gründe um glücklich zu sein“ gesammelt.ⁱⁱⁱ Die Anlässe reichen vom Frühstück im Pyjama hin zu einer bestimmten Fernsehshow, vom einstündigen Schaumbad bei abgestelltem Telefon bis zum Geruch nasser Babys oder auch der Existenz von Heinz Tomaten Ketchup. Neben der Aufzählung einiger – gemessen an der Zahl 14.000: weniger – Tugenden, wie etwa Kompetenz, oder dem Beschwören ‚ewiger Werte‘, „True lasting values“, finden sich vor allem auffällig viele Kochrezepte in der Sammlung, zum Beispiel Süßkartoffel-Soufflé mit Miniatur-Marshmallows und Rosinen. Auch „volle Tiefkühltruhen“ werden als Grund genannt, um glücklich zu sein. Der Klappentext aber kommt biblisch daher und spricht von „our daily bread“. 14.000 Gründe kann die Überflusgesellschaft also verzeichnen, muss sie wohl auch verzeichnen, als reichte nicht schon ein guter Grund, um glücklich zu sein, völlig aus.

Bedarf das Glück denn überhaupt eines äußeren Anlasses oder Grundes? Ist es nicht viel mehr ein grundloser Zustand, mitunter eine jähe Empfindung, ein In-etwas-Aufgehobensein?

„Mit dem Glück ist es nicht anders als mit der Wahrheit: Man hat es nicht, sondern ist darin ...“

... so Theodor W. Adorno.^{iv} Und weiter:

„Das einzige Verhältnis des Bewusstseins zum Glück ist der Dank: das macht dessen unvergleichliche Würde aus.“

Mit anderen Worten: Das Glück ist die säkularisierte Form der Gnade, das genau macht es so unheimlich. Aber anders als frühere Generationen denken wir nicht mehr, dass wir es uns verdienen könnten, ja, dass wir es verdient hätten. Wie die Gnade, so ist auch das Glück buchstäblich nicht zu fassen. Deshalb ist es so schwer, ihm Ausdruck zu verleihen.

Angesichts des Schönen, des Erhabenen werden wir uns unserer Kleinheit, unserer Kleinlichkeit auch bewusst. Vom Klein-Mut der Sprache vor dem Glück spricht der französische Philosoph Roland Barthes in seinen „Fragmente(n) einer Sprache der Liebe“^v:

„Erfüllungen, man spricht sie nicht aus, so dass die Liebesbeziehung ...

... gemeint ist: in der Literatur ...

... sich fälschlicherweise auf eine lange Klage zu reduzieren scheint.“

Im Falle des Glücks, so Barthes, scheine es sträflich, seinen Ausdruck zu verschandeln. Sträflich? Das Wort ist verräterisch, es verweist auf den Zusammenhang von Glück, Magie und Glauben. Welches Strafgericht fürchten wir denn noch? Glück und Heil sind, wenn nicht vom Unglauben, so vom Aberglauben besetzt. Glücksklee, Hufeisen und Fliegenpilz, Glücksschwein und Schornsteinfeger und drei Mal toi-toi-toi und auf Holz geklopft. Und eben nur ja nicht davon reden! Das Glück ist Tabu. Daran zeigt sich, dass es von weit her aus der Vergangenheit auf uns überkommen ist. Es entzieht sich und stört, es ist eine Zumutung. Es ist nicht wirklich theoriefähig.

Vor allem aber: Das Glück scheint nicht darstellbar, das ist vielleicht sein größtes Handicap für den aufgeklärten Zeitgenossen.

Ein letztes Literatur-Zitat, aus einem Interview mit der französischen Filmemacherin und Autorin Marguerite Duras:

„Es gibt ... nichts, das weniger darstellbar wäre als das Glück. Warum? ... Weil es das Glück nicht gibt. ... Mit anderen Worten, das Glück existiert nicht. Aber in der Inexistenz des Glücks gibt es das Glück. ... Man beschreibt die Dinge über den Mangel: über das Fehlen von Leben, das Fehlen von Sichtbarem. Man zeigt das Licht über das Fehlen von Licht, das Begehren über den Mangel an Begehren, die Liebe über das Fehlen von Liebe. Ich glaube, das ist eine absolute Regel. Ich glaube, dass die Erfüllung des Begehrens, der Liebe, der Wärme, der Lebenslust in sich keinen Seinsmangel enthält und deshalb nicht dargestellt werden kann.“^{vi}

Soweit Marguerite Duras. Man beschreibt die Dinge *ex negativo*, Christen wissen das: Man zeigt die Auferstehung über das Kreuz. Das christliche Heils- und Glückssymbol schlechthin ist ein Marterpfahl. Aber ist das wirklich eine ‚absolute Regel‘, von Gott erlassen? Halten wir einen Moment bei diesem Symbol, dem Kreuzeszeichen, inne. Wo steht denn geschrieben: „Ich bin dein Kreuz, das du dir um den Hals hängen und tragen sollst“? Stattdessen heißt es:

„Ich bin das Brot des Lebens.“

„Ich bin das Licht der Welt.“

„Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“^{vii}

In der frühen Christenheit hat es ja tatsächlich eine Fülle von Christussymbolen gegeben, Brot/Ähre und Weinstock, Kreuz, Kelch und Hostie, Berg/Fels/ Eckstein sowie eine ganze Reihe von Tiersymbolen: den Adler als Symbol der Himmelfahrt; den königlichen Delphin als Symbol der Rettung, man glaubte nämlich, der Delphin rette Schiffbrüchige; den Fisch, für den die spätere Gnosis auch ein Wortspiel fand: Das griechische Wort für Fisch = Ichthys verstand man als Akrostichon, als Abkürzung des frühchristlichen Glaubensbekenntnisses *Jesous Christos Theou Hyios Sotir*, Jesus Christus Gottes Sohn Retter. Ferner den Greif, den geflügelten Löwen, der sowohl im Himmel als auch unter irdischen Menschen leben kann; den Hirschen als Schlangentöter, als Sinnbild der Erlösung und der Taufgnade; das Lamm Gottes, das unsere Sünden trägt – dieses Symbol kennen wir noch; aber kaum noch den Pelikan, der sich die Brust aufreißt, um mit seinem Blut die Jungen zu nähren. Schließlich war sogar die Schlange ein uraltes Heils- und Erlösungssymbol; drei ineinander verschlungene Schlangen, von denen jede sich in den Schwanz beißt, versinnbildlichen die Dreieinigkeit.^{viii}

Warum hat sich das Kreuzeszeichen als Christussymbol so durchsetzen können, warum hat es diese Monopolstellung eingenommen und unser aller Gedanken auf das Negative fixiert? Schon Paulus hat, wie zu allem, sein Scherflein dazu beigetragen mit seinem Wort vom Kreuz^{ix}, aber dessen eigentlicher Siegeszug begann bekanntlich erst im 4. Jahrhundert mit dem römischen Kaiser Konstantin.

„In diesem Zeichen wirst du siegen“!

So träumt er und führt flugs das Kreuz als Siegeszeichen und Standarte ein. Gut, er beendete die Christenverfolgung, machte das Christentum zur anerkannten Religion und erhob im Jahre 328 Konstantinopel zur Hauptstadt des Römischen Reiches. Aber ging es dabei nicht vor allem um Machtpolitik? War das Ganze nicht ein geschickter Propaganda-Schachzug, um seine Schlachten zu legitimieren und die Alleinherrschaft zu erringen? Mit drei anderen Mit-Herrschern war Konstantin zunächst angetreten. 326 hat er seine Frau Fausta – „die Glückliche“ – und seinen ältesten Sohn Crispus hinrichten lassen, aus nicht näher bekannten Gründen, so heißt es. Das lässt sich wohl dahingehend verstehen, dass die Gründe nicht bei den Ermordeten lagen – sonst hätte man sie wohl der Geschichtsschreibung anvertraut –, sondern dass es bei diesen nicht sehr christlichen Taten ebenfalls um Macht, Einfluss und Erbfolge ging. Das Christusmonogram, in dem das Kreuzeszeichen mit dem alten Sonnensymbol verschmilzt, wird massenhaft auf Siegel und Münzen gedruckt, es sei aber nicht verschwiegen, dass sich Konstantin selbst als „sol invictus“ auf Münzen und Statuen hat darstellen lassen. Man tut ihm wohl nicht gänzlich Unrecht, wenn man feststellt, dass er den Sieg Christi geschickt zu seinem eigenen Sieg umgemünzt hat.

Zur künstlerischen Darstellung Christi am Kreuze kam es erst in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, nachdem unter Kaiser Theodosius dem Großen die Kreuzigung als Strafe endgültig abgeschafft worden war. Seit dem 11. Jahrhundert erst wird ein Kreuz

auf den Altar gestellt. Die Darstellung des bis zur Unkenntlichkeit gemarterten Leibes Christi und der abgründigen Verzweiflung in seinem Gesicht war in Byzanz unbekannt. Demgegenüber hat die westlich-christliche Tradition seit der Spätgotik und der Frührenaissance den Akzent stark auf den gequälten, leidenden Menschen gesetzt. Damit hat die Kunst zu einer Denkbewegung beigetragen, die in Jesus vorrangig den historischen Menschen gesehen hat. Zugespielt formuliert: Die Konzentration auf das Kreuz hat zum Verlust seines Triumphes wohl beigetragen. Geheimnis und Paradox des christlichen Glaubens zugleich.

Was aber wäre aus dem Christentum geworden, hätte Konstantin nicht seinen Traum vom Siegeszug des Kreuzes geträumt? Wie wäre die Weltgeschichte der letzten 1600 Jahre verlaufen, wenn die christlichen Kirchen mit Trauben und Delphinen statt mit Dornenkronen und gemarterten Leibern geschmückt worden wären? Hätten wir mit der Tierwelt und überhaupt der Natur anders umzugehen gelernt, wenn das Christus-symbol ein lebendiges Tier und nicht ein – immer ja auch abstraktes – Zeichen gewesen wäre? Hätte es die Kreuzzüge überhaupt gegeben? Oder stattdessen vielleicht Brot- und Ährenzüge? Brot-Züge, welche schöne Vorstellung – in der heutigen Zeit wohl die einzig angemessene Weise, um die Welt an unserem Heil teilnehmen zu lassen.

„Ich will mich freuen des Herrn und fröhlich sein in Gott, meinem Heil“:

Hängen wir die Kreuze ab und Trauben auf! Wenigstens manchmal. Erlauben wir uns doch endlich, Liebe über die geglückte Liebe darzustellen und nicht nur über deren Fehlen. Das Licht über das Licht und nicht nur über Schatten und Dunkelheit. Freude über Freude! Verleihen wir unserem Glück – auch Glaubens-Glück – Ausdruck. Nicht naiv und keineswegs aggressiv. Nicht, indem wir das Unglück – und den Zweifel – leugnen oder verdrängen, sondern indem wir uns mitten hineinbegeben, es ertragen und hindurchgehen.

„Aber ich will mich freuen des Herrn und fröhlich sein in Gott, meinem Heil“: Wie auch immer wir unser Heil nennen mögen – „Gefühl ist alles, Name Schall und Rauch“, sagt bekanntlich der Dichter –, auch unsere Freude darüber verlangt nach Mit-Teilung als einer besonderen Form des Glücks. Um es mit Paul Gerhardt zu sagen:

„Ich selber kann und mag nicht ruhn / des großen Gottes großes Tun erweckt mir alle Sinnen; / ich singe mit, wenn alles singt, / und lasse, was dem Höchsten klingt, / aus meinem Herzen rinnen.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud / in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben ...“

* * *

Zur Autorin:

Regula Venske, Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin

-
- ⁱ Herta Müller: Eine warme Kartoffel ist ein warmes Bett, Hamburg: EVA 1992, S. 5
- ⁱⁱ Heinrich Heine: Reisebilder I (Norderney)
- ⁱⁱⁱ 14,000 things to be happy about. The Happy Book by Barbara Ann Kipfer, Workman Publishing, New York 1990
- ^{iv} Theodor W. Adorno: Minima Moralia, S. 143f.
- ^v Übersetzt von Hans-Horst Henschen, Frankfurt/Main 1984, S. 93ff, Stichwort ‚Erfüllung‘
- ^{vi} Marguerite Duras im Dokumentarfilm „Duras filme“ von Jerome Beaujour und Jean Mascolo, zit. n. Christina von Braun; Nicht ich: Logik, Lüge, Libido, Frankfurt/Main 1985, S. 481
- ^{vii} Joh. 6, 35; 8, 12; 15, 5
- ^{viii} Klementine Lipfert: Symbolfibel. Eine Hilfe zum Betrachten und Deuten mittelalterlicher Bildwerke, 4., durchgesehene Auflage, Kassel 1964
- ^{ix} 1. Kor. 1, 18